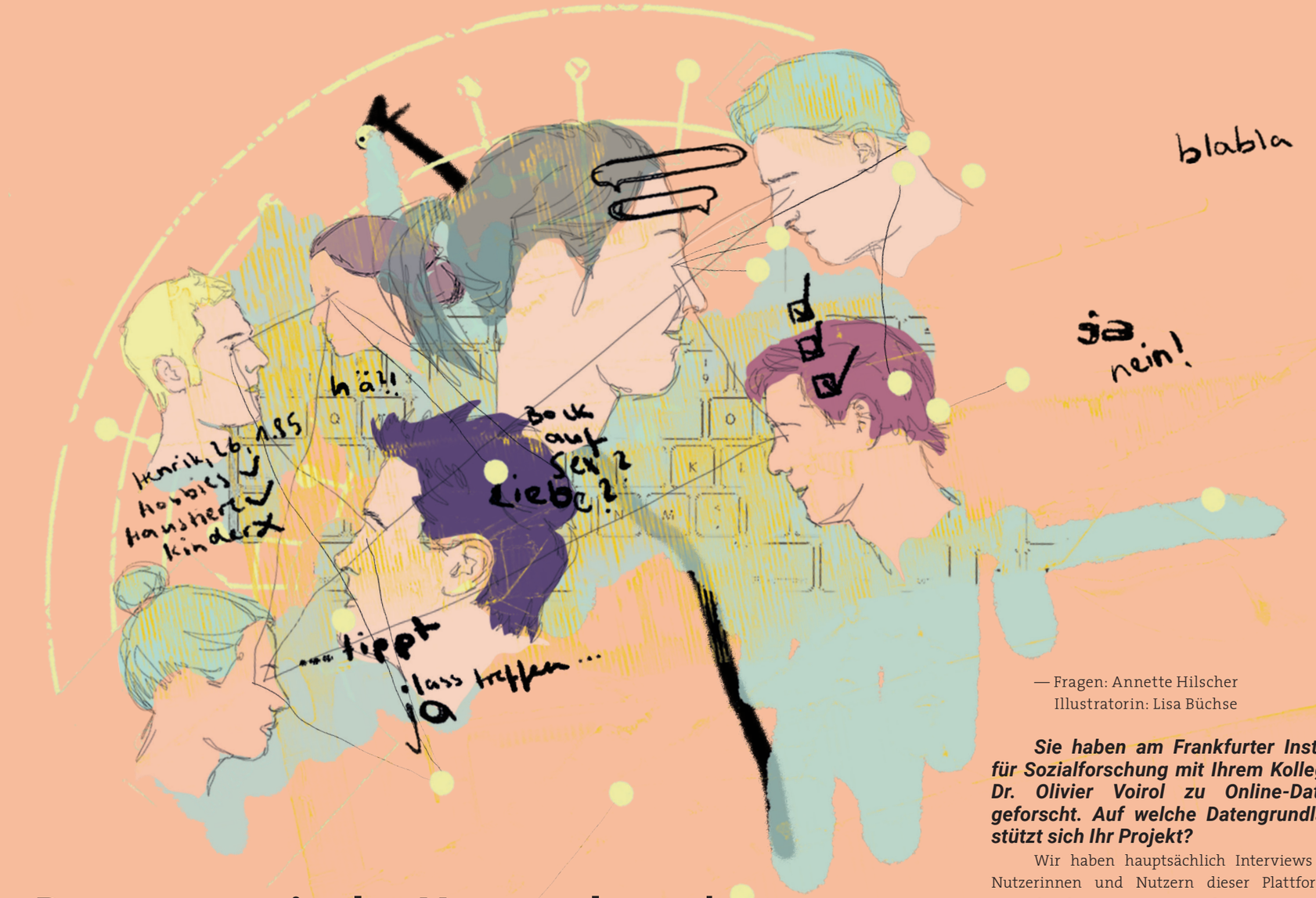


Der ‚romantische Unternehmer'

Online-Dating als Beziehungs-Optimierung?

In Zeiten, in denen der Partnermarkt zunehmend unübersichtlich wird, verspricht Online-Dating eine Antwort – zumindest scheinbar. Doch lässt sich der Stress der Wahlfreiheit mit datenbasiertem Matching lindern? Der Soziologe Dr. Kai Dröge im Interview über die ‚Liebe im Netz'.

— Fragen: Annette Hilscher
Illustratorin: Lisa Büchse

doi.org/10.3224/36ograd.v12i1.07

Sie haben am Frankfurter Institut für Sozialforschung mit Ihrem Kollegen Dr. Olivier Voirol zu Online-Dating geforscht. Auf welche Datengrundlage stützt sich Ihr Projekt?

Wir haben hauptsächlich Interviews mit Nutzerinnen und Nutzern dieser Plattformen gemacht – lange, intensive, qualitative Interviews, in denen die Leute von ihren Erfahrungen berichtet haben. In kleinerem Umfang haben wir auch mit Betreibern von Dating-Plattformen gesprochen. Außerdem haben wir die Internetseiten selbst untersucht – wie sie aufgebaut sind, was man auf ihnen tun kann und was verboten ist, wie sie ihre Dienste anpreisen und so weiter. Das Projekt war eine Kooperation mit der Universität Lausanne und wurde vom Schweizer Nationalfonds finanziert. Deshalb haben wir unsere Untersuchung in der Schweiz durchgeführt. Die großen Plattformen sind aber fast dieselben wie in Deutschland.

Was verstehen Sie ganz allgemein unter einer Paarbeziehung - sei sie nun digital oder analog, eine Fern- oder eine Nahbeziehung?

Paar- oder Liebesbeziehungen, wie wir sie heute kennen, sind ein Phänomen der modernen Gesellschaft. Sie sind zu einer Zeit entstanden, als viele andere Beziehungen unpersönlicher wurden, als die großen Städte entstanden, die kapitalistische Marktwirtschaft, der bürokratische Staatsapparat. Dagegen wurden im Privaten die Ideale der Intimität, Nähe und Innerlichkeit immer wichtiger – Beziehungen im Modus der ‚Höchstpersönlichkeit', wie Niklas Luhmann das treffend genannt hat.

Lange Zeit war die bürgerliche Ehe und Kleinfamilie nahezu die einzige soziale Form, in der dieses Ideal praktisch gelebt werden konnte. Das hat sich in den letzten Jahrzehnten radikal verändert. Es ist gerade ein Charakteristikum unserer Zeit, dass die denk- und lebbaren Formen von Paarbeziehungen extrem vielfältig geworden sind. Zwar gibt es das bürgerliche Modell weiterhin, aber man kann sich eben auch für eine polyamore Dreierbeziehung entscheiden oder dafür, unverheiratet zu bleiben, sich zu trennen und neu zu binden, mit einer Person gleichen Geschlechts zusammenzuleben, oder was auch immer.

Allerdings erzeugt diese Wahlfreiheit auch einen gewissen Stress. Immer wieder muss ausgehandelt werden, was die wechselseitigen Erwartungen an die Paarbeziehung eigentlich sind und wie man darin übereinkommt: Wollen wir Kinder? Wer trägt den Müll runter? Wie wichtig ist Sexualität? Welche Sexualität? Ist es ok, wenn der Exmann und Vater der Kinder übers Wochenende zu Besuch kommt?

Online Dating verspricht, diesen Stress der Wahlfreiheit zumindest ein wenig zu lindern. Von den Werbeplakaten der Plattformen schreit es geradezu: Wir optimieren deine Beziehung! Wir

haben die Tools, die Algorithmen, die Suchformulare und Matchingverfahren, um aus der gigantischen Auswahl des Internets genau jene Person herauszusuchen, die exakt zu deinen Wünschen und Bedürfnissen passt. Keine endlosen Diskussionen mehr über Kinderwunsch oder veganes Essen, solche Konfliktherde lassen sich durch datenbasiertes Matching schon vorab ausschließen – verspricht die Datingindustrie.

Tatsächlich erfüllt sich dieses Versprechen so einfach nicht. Online Dating kann stattdessen selbst zu einem ziemlichen Stress werden – wie sicher viele bestätigen können, die es schon mal probiert haben. Dennoch: Diese Verheißungen locken immer noch zahlreiche neue Mitglieder auf die Plattformen und erzeugen selbst bei denen, die nicht dabei sind, das dumpfe Gefühl, man könnte vielleicht etwas verpassen.

Welche sind nun die Charakteristika einer ‚Liebe im Netz'?

Genau genommen gibt es die ‚Liebe im Netz' nicht. Das ist ein Traum aus den Frühzeiten des Internets. Damals gab es noch die Phantasie, wir könnten unsere Intimität ganz in das neue Medium verlagern, könnten zu ‚Cyborgs' werden, überkommene Konventionen wie die Zweigeschlechtlichkeit einfach hinter uns lassen, schließlich auch unseren Körper mit dem Medium verkabeln und fröhlich Intimbeziehungen auf der ganzen Welt pflegen.

Davon ist nicht viel übrig geblieben. Zwar sind unsere Körper längst mit dem Internet verbunden. Aber wir nutzen das nicht für spielerischen Cybersex, sondern eher dazu, um unsere Körper zu disziplinieren, unsere Fitness zu tracken und die Daten für einen lächerlichen Rabatt an die Krankenkasse zu übermitteln.

Online Dating, das ist nicht eigentlich ‚Liebe im Netz'. Vielmehr handelt es sich um eine konstitutiv transitorische Beziehung, die von Anfang an darauf angelegt ist, die Grenzen des Mediums zu überschreiten und in eine leiblich-sinnliche Beziehung außerhalb des Internets zu münden.

Dieser transitorische Charakter prägt die Beziehungen stark. Die oft gepriesene Freiheit, im Internet auch mal andere Facetten der eigenen Subjektivität auszuprobieren, ist beim Online Dating stark eingeschränkt. Stattdessen geht es um den gegenseitigen Faktencheck, um einen Eignungstest für eine Offlinebeziehung: Passen das Alter, die Haarfarbe, das Monatseinkommen? Hat man ähnliche Hobbies, Urlaubswünsche, Weltanschauungen? Solche Sachen. Online Dating beginnt meist als ein sehr bürokratischer Akt, in dem erst einmal seitenlang Formulare ausgefüllt werden müssen, damit alle beziehungsrelevanten Fakten erfasst sind und abgeglichen werden können.

Ist diese erste bürokratische Phase überwunden, dann passiert aber nicht selten etwas ganz Erstaunliches. Geschützt durch die Anonymität des Internets sind die Leute oft schnell bereit, sich wechselseitig sehr intime Dinge zu erzählen, tiefe Einblicke in das eigene Innere zu gewähren. Dadurch entsteht rasch eine Nähe und Vertrautheit, mit der viele der von uns befragten Nutzerinnen und Nutzer von Datingplattformen so gar nicht gerechnet hatten. Oft haben sie schon online begonnen, sich in das Gegenüber zu verlieben – eine Person also, der sie bisher nie leibhaftig begegnet sind. Dass so viel Intimität in einem so distanzierten Medium wie dem Internet möglich ist, hat uns schon überrascht. Insofern ist die Rede von der ‚Liebe im Netz' vielleicht doch gar nicht so verkehrt.

In einer Beziehung auf Distanz fehlt eine „leiblich-sinnliche Kopräsenz", wie Sie es selber ausgedrückt haben. Wie wird im Netz dennoch Intimität und Nähe hergestellt?

Hier funktioniert viel über Sprache. Das ist eigentlich gar nicht so neu. Wir kennen ähnliche Phänomene schon aus den großen Briefromanen der klassischen Romantik. Distanz und mediale Vermittlung müssen der Intensität der wechselseitigen Gefühle keinen Abbruch tun, im Gegenteil: sie können sie sogar noch befeuern. Über Sprache kann man sich wechselseitig sehr weit öffnen und eine Intimität und Nähe erreichen, die, so beschreiben es unsere Interviewpartner_innen, teils sogar noch intensiver ist als in Beziehungen außerhalb dieses Mediums.

Sie führen einen Blog namens „Romantic Entrepreneur". Inwiefern agieren Menschen beim Online-Dating unternehmerisch?

Die israelische Soziologin Eva Illouz hat einmal davon gesprochen, dass Datingplattformen eine Art ‚Partnerschaftsmarkt' inszenieren. Jetzt kann man natürlich einwenden, dass solche ‚Märkte' auch außerhalb des Netzes existieren. Das stimmt, aber diese traditionellen Märkte sind in zweierlei Hinsicht extrem intransparent und folgen daher auch nicht wirklich einer reinen Marktlogik: Zum Ersten kennen wir die Marktteilnehmer_innen nicht. Wir wissen also – jenseits unseres engsten Freundeskreises – nicht, wer aktuell überhaupt eine neue Beziehung sucht. Zum Zweiten haben wir nur sehr dürftige Informationen über die konkreten Ressourcen, die auf diesem Markt im Angebot sind – also über die Eigenschaften potentieller Kandidatinnen und Kandidaten. Beide Probleme verspricht das Internet zu lösen: Mit der Anmeldung bei einer Datingplattform erklärt eine Person explizit ihren Wunsch auf eine neue Beziehung. Und die Plattformen halten ausführliche Informationen bereit über die konkreten Ressourcen, die jedes Mitglied anzubieten hat.

Diese beiden Aspekte zusammen forcieren die Marktlogik enorm. Sie legen es nahe, die Partner_innensuche im Netz als eine Art Shopping zu begreifen, bei dem man eine gigantische Menge an Angeboten anhand ihrer Eigenschaften vergleicht, um für sich das Optimum herauszuschlagen. Nicht zufällig sind die großen Datingplattformen ganz ähnlich aufgebaut wie bekannte Shoppingportale im Internet, auch die praktische Bedienung unterscheidet sich kaum. Hier werden Handlungsmuster des modernen Massenkonsums auf die Liebe übertragen. Das ist in dieser radikalen Form tatsächlich historisch einzigartig.

Eine solche Perspektive auf Beziehungen passt gut zu den Imperativen eines unternehmerischen Selbst, wie es die gouvernementality studies im Anschluss an Michel Foucault beschrieben haben. Hier wir ein unternehmerisches Optimierungsdenken bis in den intimsten Bereich des Privaten hinein verlängert – unser Liebesleben.

Aber neben diesen unternehmerischen Orientierungen gibt es ja auch noch das romantische Liebesideal, das gerade für die frühe Phase von Beziehungen, also für das Kennenlernen und sich Verlieben, immer noch die weitgehend unangefochtene normative Referenz in unserer Gesellschaft darstellt. Ich hatte ja schon erwähnt, dass das Internet auch für eher romantisch orientierte Formen von Intimität und Nähe durchaus förderliche Bedingungen bereithält. Online Dating ist also durch eine fundamentale Spannung gekennzeichnet zwischen romantischen Idealen einerseits und marktförmigen, unternehmerischen Logiken andererseits. Diese Spannung macht die Partner_innensuche im Netz oft verwirrend und kompliziert, aber auch soziologisch sehr interessant. Die in sich widersprüchliche Metaphorik des ‚romantischen Unternehmers' soll genau das zum Ausdruck bringen.

Inwiefern zeigt sich bei der ‚Liebe im Netz' ein sozialer Wandel von Beziehungsmustern?

Es gibt in unserer Gesellschaft institutionalisierte Orte des Kennenlernens, an denen sich Paare typischerweise bilden: Schule, Berufsausbildung und Universität beispielsweise, oder der Freundeskreis. Öffentliche Orte wie der Supermarkt oder Bars und Clubs sind viel weniger wichtig, als Hollywood oft suggeriert.

Ein Problem ist, dass viele dieser typischen Orte des Kennenlernens an eine bestimmte biographische Phase gebunden sind: die Adoleszenz, also das frühe Erwachsenenalter. Hier hat man früher meist die Partnerin oder den Partner fürs Leben gefunden. Heute jedoch stehen viele Menschen mehr als einmal in ihrer Biographie vor der Frage, mit wem sie die kommenden Jahre verbringen möchten. Da fehlen dann oft die Orte und Gelegenheiten, interessante neue Leute kennenzulernen. Singleparties à la ‚Fisch sucht Fahrrad' sind eine mögliche Lösung für dieses Problem, das Internet eine andere. Nutzerinnen und Nutzer von Datingplattformen sind im Durchschnitt älter als in anderen Bereichen des Internets. Das ist Ausdruck der wichtigen Rolle, die dieses Medium heute gerade auch bei der Partner_innensuche in späteren Lebensphasen spielt.

Allerdings gibt es hier auch Unterschiede je nach Plattform: Tinder beispielsweise ist eher ein jüngeres Phänomen und kommt direkt aus der Datingkultur der amerikanischen Colleges, wo die App ja auch entwickelt wurde.

Das Internet ermöglicht es außerdem, Distanzen zu überbrücken – nicht nur geografische, sondern auch soziale. Online Dating macht es leicht, sehr schnell sehr viele neue Leute kennenzulernen und die eingefahrenen Bahnen des eigenen Freundeskreises zu verlassen. Das ist sicher einer der größten Vorteile dieser Art der Partner_innensuche. Aber darin liegt auch eine Gefahr: Die Weiten des Internets sind unerschöpflich, man kann immer weiter suchen, neue Profile durchstöbern, mehr Tinder-Bilder wegwischen. Am Ende verliert man dabei die Fähigkeit, sich überhaupt noch auf eine einzelne Person wirklich einzulassen – und darauf kommt es in einer Liebesbeziehung ja letztlich an. Das Schweifen in die

digitale Ferne kann also mit der Zeit die eigene Beziehungsfähigkeit fundamental untergraben, wir haben das in unseren Interviews immer wieder gesehen.

Müssen Partner aufgrund des Mangels an Körperlichkeit mehr investieren, um eine weitestgehend digitale Beziehung aufrecht zu erhalten?

Nein, das würde ich so nicht sagen. Aber es bestehen schon Unterschiede. Die weitgehende Abwesenheit des Körpers macht manches sogar einfacher, weil der ganze Bereich der Sexualität mit den damit verbundenen emotionalen Verletzungsrisiken, Schamgefühlen und Ähnlichem zunächst einmal eine geringere Bedeutung hat. Man lernt sich auf andere Weise kennen, von ‚Innen nach Außen', wie manche sagen.

Unsicherheiten lauern jedoch an anderer Stelle: Die Abwesenheit der nonverbalen Kommunikationsebene kann Missverständnisse und unbeabsichtigte emotionale Verletzungen befördern. Außerdem steht immer die Frage nach der Ernsthaftigkeit und Wahrhaftigkeit der digitalen Liebeskommunikation im Raum: Sendet das Gegenüber dieselben Nachrichten vielleicht noch fünf weiteren Personen? Sind die Fotos aktuell, die Profilangaben wahrheitsgetreu, die Geschichten nicht erfunden? Das lässt sich online schwerer beurteilen als von Angesicht zu Angesicht.

Was passiert mit der Liebe beim Übergang von der digitalen in die analoge Welt?

Das ist ein sehr kritischer Moment, an dem viele der online geknüpften Beziehungen scheitern. Oft sind es ganz kleine Gesten, Verhaltensweisen oder körperliche Eigenheiten, an denen sich schon in den ersten Minuten des Treffens entscheidet, ob die Beziehung eine Zukunft hat oder nicht. Viele unserer Interviewpartner_innen beschreiben diese Treffen als sehr desillusionierend, als Momente, in denen die online erreichte Nähe oftmals schlagartig zusammenbricht und nur schwer wieder aufgebaut werden kann. Das ist interessant, weil es zeigt, dass der Körper in Onlinebeziehungen gar nicht so abwesend ist, wie man denken könnte. Tatsächlich wird die fehlende Körperlichkeit offenbar durch eigene Projektionen und Imaginationen ersetzt. Diese Imaginationen geraten dann in der Begegnung von Angesicht zu Angesicht in eine Krise.

Liebe / gesellschaftliche Veränderung

Wie lösen Individuen die Spannung auf, die Sie identifiziert haben zwischen dem Bedürfnis nach romantischer Liebe einerseits und der Herangehensweise der ökonomischen Rationalisierung andererseits?

Letztlich ist diese Spannung unauflöslich, sie kann nur kommunikativ und interaktiv abgemildert werden. Ganz generell ist gelingende soziale Interaktion immer darauf angewiesen, dass die Beteiligten eine einigermaßen ähnliche Vorstellung davon haben, in welchem Rahmen sie gerade handeln. Geht es um einen ökonomischen Tauschakt oder um eine Liebesinteraktion? Geht es um individuelle Nutzenmaximierung oder um ein wechselseitiges Sich-Einlassen auf das Gegenüber? Geht es um rationale Interessenverfolgung oder um emotionale Bindung? Die Diffusität dieses Handlungsrahmens zwischen Markt und romantischer Liebe erzeugt viele Ungewissheiten. Hinzu kommen jene Fragen, die jeden Beginn einer Liebesbeziehung zu einem ziemlichen Wagnis machen: Wie ernst meint es das Gegenüber wirklich? Wie stabil ist unsere Zuneigung? Kenne ich die Person gut genug, um mich auf sie einzulassen?

Alle diese Ungewissheiten zusammen genommen machen online begonnene Liebesbeziehungen in der Frühphase sehr fragil. Aber ein Stück weit gehört das immer dazu, wenn man sich verliebt.

| KAI DRÖGE ist Soziologe am Frankfurter Institut für Sozialforschung und an der Hochschule Luzern. Er studierte Soziologie, Philosophie und Informatik an der Universität Siegen und promovierte zum Thema ‚Das ‚unternehmerische Denken / und Handeln' als gesellschaftliches Leitbild – zu Struktur und Rezeption einer Sinnformel" an der Justus-Liebig-Universität Gießen bei Prof. Dr. Sighard Neckel.

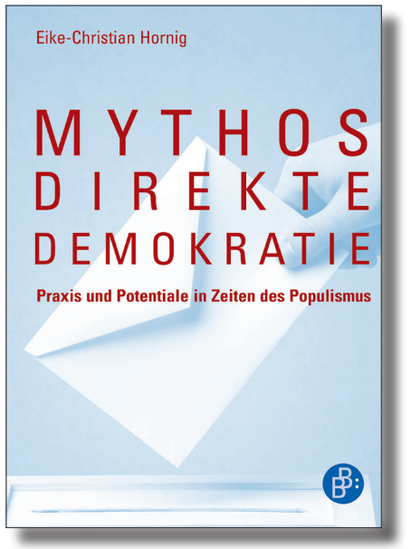
| ROMATICENTREPRENEUR.NET

Ausgewählte Publikationen zum Thema:

| DRÖGE, KAI /VOIROL, OLIVIER (2017): Kapitalistische Liebesformen. Online Dating und die produktive Spannung zwischen romantischer Liebe und ökonomischer Rationalisierung. In: Sachweh, Patrick/Münnich, Sascha (Hrsg.): Kapitalismus als Lebensform? Deutungsmuster, Legitimation und Kritik in der Marktgesellschaft. Wiesbaden, Springer, S. 165–185.

| DRÖGE, KAI/VOIROL, OLIVIER (2013): Prosumer der Gefühle. Zum emotionalen Produktionsregime des Web 2.0 am Beispiel von Online Dating Plattformen. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 38, Nr. 2, S. 185–202.v.

Direkte Demokratie – aber richtig



Eike-Christian Hornig

Mythos direkte Demokratie

Praxis und Potentiale in Zeiten des Populismus

2017. 169 Seiten. Kart.
19,90 € (D), 20,50 € (A)
ISBN 978-3-8474-2134-4
eISBN 978-3-8474-1125-3

Die Debatte um direkte Demokratie in Deutschland wird von einem Mythos beherrscht. Besonders Rechtspopulisten und Bürgerproteste propagieren das Bild einer elitenfreien, sachlichen und demokratischeren Politik durch Volksrechte. Tatsächlich aber ist direkte Demokratie eng mit Interessengruppen und Parteien verbunden und auch die Schweiz taugt nicht als Vorbild. Das Buch zeigt wie direkte Demokratie jenseits des Mythos funktioniert. Passgenau konstruierte Referenden könnten Reformfreudigkeit, Transparenz, Verantwortlichkeit, Politisierung und Legitimation der repräsentativen Politik erhöhen – wenn direkte Demokratie, dann richtig.

Jetzt in Ihrer Buchhandlung bestellen oder direkt bei:

Verlag Barbara Budrich
Barbara Budrich Publishers
Stauffenbergstr. 7
51379 Leverkusen-Opladen

Tel +49 (0)2171.344.594
Fax +49 (0)2171.344.693
info@budrich.de

www.shop.budrich-academic.de • info@budrich.de